## Das Vorher und das Nachher



## BENEDIKT LODERER

«Die roten Bieler hatten ein verbauertes Gemüt, das schleckt keine Geiss äwäg, noch weniger das sozialdemokratische Klassenbewusstsein.»

auschig war's in der Gartenfreilichtschule, Immer wieder gern hört der Stadtwanderer Heldengeschichten. Die vom roten Biel zum Beispiel. Hauptheld ist der Stadtpräsident Guido Müller, sein Architekt, Eduard Lanz, ist der diplomierte Charakterkopf dazu. Vom Dunkel ins Licht, die schweren Anfänge und die tapferen Ergebnisse, kurz, ein architektonischer Entwicklungsroman wird einmal mehr erzählt. Das wärmt das sozialdemokratische Herz und führt zu genossenschaftlichen Klageliedern. Ihr Thema: Die Solidarität ist zu Schanden, Das ist alles wahr und notwendig, geschichtsbewusst sind die Baugenossenschaften wenig, und es schadet ihnen nicht, wenn sie sich erinnern, von welchen Urgrosseltern sie abstammen. Wie steht's aber mit den Grosseltern und, oh Schreck! den Eltern? Die Geschichte der Bieler Baugenossenschaften wurde in der Freiluftschule nur bis zum roten Biel erzählt, wie wenn sie damals aufgehört hätte. In Tat und Wahrheit hat sie aber erst begonnen, als das rote Biel zu Ende war. Erst nach 1945 beginnt die grosse Erfolgsgeschichte der Baugenossenschaften. Was heute herumsteht, ist zum überwiegenden Teil beste Nachkriegs-ware. Trotzdem. wenn heute eine Schulklasse oder ein Architekturseminar exemplarische Genossenschaftsbauten besuchen geht, dann zu den Eisenbahnern nach Nidau, aber nie zu den Hochhausblöcken an der Bernstrasse. gegenüber. Dabei wäre beiderorts über die Baugenossenschaften viel zu lernen.

Lernen könnte man, worauf die Genossenschaften stolz sind und worauf nicht, was sie in der Erinnerung bewahren und was sie daraus verdrängen. Stolz sind sie auf ihre Dörfli. Ob in Nidau, im Mösli oder in der Champagneallee, je dörflicher, desto akzeptierter. Die Arbeiteraristokratie, jene Leute, die

sich in der Zwischenkriegszeit überhaupt ein solches Hüsli haben leisten können, die sehnten sich nach dem Dorf, aus dem sie stammten. Diese Sehnsucht teilten sie mit ihren Zeitgenossen, die an den Landesausstellungen von Genf 1896 über Bern 1914 bis nach Zürich 1939 ein Landidörfli bauten. Die roten Bieler hatten ein verbauertes Gemüt, das schleckt keine Geiss äwäg, noch weniger das sozialdemokratische Klassenhewusstsein. Die Hochhausblöcke der Grossväter und Väter hingegen, die wollten modern sein. Sie lösten sich vom Boden. Der neunte Stock ist besser als der erste. Überblick und Aussicht sind charakterstärkender als die Gartenarbeit im Gemüsebeet. Fünf grosse Errungenschaften prägen die Zeit der Hochkonjunktur: Die Waschmaschine. der Staubsauger und der Kühlschrank veränderten das Leben der Hausfrau, die Ölheizung und das Automobil das des Hausherrn. Jenes der Baugenos-

senschaften ebenso. Man kann am Anschwellen der Garagen zum Beispiel, zuerst erdgeschossig, dann tief, dem Fortschritt bei der Arbeit zusehen. Heute schämen sich die Genossenschaften ihres einmaligen Erfolgs in der Nachkriegszeit. Ihre Zeilenbauten und Hochausblöckli sind ihnen fast schon peinlich, obwohl, und heute gerade weil, auch die Privaten und die Institutionellen genau das Gleiche bauten. Die Geschichte der Baugenossenschaften nach 1945 wird verschwiegen, nicht erzählt. Weil es keine Heldengeschichte mehr ist, sondern ein Wohlstandsroman, Nicht mehr durchs Dunkel ans Licht, sondern vom Unterschichtler zum Normalo.

Schlimmer noch ist das Städtische daran. Die Grossväter und die Väter haben den Stallgeruch verloren. Sie lebten nicht mehr in Hüsli, sondern in Geschosswohnungen. Auch die Baugenossenschaften waren unterdessen in der Stadt ange-

kommen. Sie wollten die zeitgenössische Stadt, nicht mehr ein rückwärtsgewandtes Sehnsuchtsdorf. In Lausanne 1964 gab's kein Landidörfli mehr. An seine Stelle trat, das, was man später Agglomeration nennen wird. Auch die Baugenossenschaften wirkten am Bau der Agglo kräftig mit. Das ist es, was heute peinlich ist: die behauptete Solidarität fand keine architektonische Form mehr, die Häuser nach 1945 sahen so individualistisch aus wie andere Agglo auch, so wohlständig, so neureich. Die Genossenschaften wurden unkenntlich. Ein formales Defizit, das zum Verstummen zwingt. Vielleicht ist das Zürcher Vorbild «Mehr als Wohnen» heute wieder ein Grund zu künftigem Stolz. Diese Leute nämlich bauen nicht preisgünstige Wohnungen für alle, sondern eine neue Form de s Zusammenlebens, das, was ursprünglich mit Genossenschaft gemeint war: Eine Verschwörung Gleichgesinnter.